

Serdar Kilic

DRACULA IN ISTANBUL

Schatten des Orients

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2016

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96008-473-0

Copyright (2016) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

12,00 Euro (D)

DER ANFANG

12. März 1853.

Es regnete kräftig, es donnerte, der Wind peitschte durch die Bäume und wühlte das Meer auf. Istanbul stand unter Wasser, die Einkaufsgassen waren überflutet, der berühmte Kapali Carsi, der große Basar, mussten schließen und jeder verbarrikadierte sich zu Hause. Mehmet schaute aus dem Fenster seines bescheidenen Zimmers im zweiten Stock des Turms direkt auf das Meer und auf das Schloss Kiz Kulesi. Er träumte wieder von der schönen Tochter des Sultans, die vor langer Zeit mit einem Fluch belegt worden war. Eine Wahrsagerin sagte dem Sultan voraus, dass seine Tochter von einem Schlangenbiss getötet würde. Daraufhin ließ der Sultan für seine Tochter eine Burg mitten auf dem Meer erbauen, damit sie weit entfernt von Schlangen lebte. Mit einem kompletten Heer und Dienern zog die Prinzessin auf die Burg, doch nach nur wenigen Wochen verstarb sie an den Folgen eines Schlangenbisses. Als Gemüse und Obst vom Land ins Schloss gebracht worden waren, lauerte eine Schlange in einem Korb und diese schlich sich eines Abends unbemerkt aus der Küche durch die Korridore der Burg hinauf in das Gemach der Prinzessin. Die nichtsahnende Prinzessin, die gerade dabei war sich bettfertig zu machen und ihre Haare vor dem großen Spiegel kämmte, wurde von der sich von hinten anschleichenden giftigen Schlange in den Fuß gebissen, sodass sie binnen Sekunden eines qualvollen Todes starb. Die Schönheit der Sultanstochter, die mit nur achtzehn Jahren starb, war weltweit bekannt: schneeweiße Haut, pechschwarze Haare so dunkel wie die Nacht, saphirgrüne Augen. Sah man ihr lang und tief in die Augen, schaute man in das Paradies, so sagte man. Seitdem, so erzählte man weiter, könne man des Nachts ihre Schreie und ihren Gesang vernehmen, wenn man sich auf dem Meer befand und sich der Burg näherte.

Mehmet war einundzwanzig Jahre alt und ein sehr gut aussehender, junger, lediger Mann mit dunkelbraunen Augen. Er trug schulterlanges schwarzes Haar, war von normaler Statur und kleidete sich im westlichen Stil, was zu jener Zeit als modern galt. Er studierte Architektur an der Universität in Istanbul, wo sein Onkel Sahin Hodscha Medizin, Theologie und Geschich-

te lehrte. Sahin Hodscha war Ende fünfzig, knochendürr, fast zerbrechlich. Seine grauen Haare versteckte er unter einem Fez – eine osmanische Kopfbedeckung –, und er trug immer ein grünes Seidentuch um den Hals, egal, ob es Winter oder Sommer war. Er galt als weiser Mann, der viel von der Welt gesehen hatte. In den Kriegen des Osmanischen Reiches diente er als Berater und Wissenschaftler dem Sultan Mehmed. Dazu sprach er fließend fünf Fremdsprachen – Arabisch, Englisch, Deutsch, Französisch und Spanisch. Die Leute sagten, er habe nicht alle Tassen im Schrank. Er verschwand einst spurlos für ein Jahr in Rumänien, und die Mehrheit der Leute erklärte ihn damals für tot. Er gelangte jedoch wieder nach Istanbul und erzählte mysteriöse Dinge von blutsaugenden Menschen, die fliegen können, sowie von Untoten. Der Sultan wusste über alles Bescheid und unterstützte ihn, stellte Sahin Hodscha sogar eine Einheit zur Verfügung, doch von den sieben Männern kehrten lediglich drei zurück. Das Unternehmen blieb ein Geheimnis des Sultans, der jedem, selbst Mehmeds Onkel, verbot, je darüber zu sprechen; er verhängte sogar die Todesstrafe darauf. Von den Dreien, die zurückkamen, nahmen sich im Laufe der Jahre zwei das Leben und Sahin Hodscha war auch nicht mehr derselbe.

Als Mehmeds Eltern bei einem Schiffsunglück ums Leben kamen, gab es nur diesen Onkel, der sich fortan um Mehmet kümmern musste. Die beiden lebten in einem Turm, gemütlich ausgestattet mit einem Kamin im ersten Stock des Wohnbereiches neben einer kleinen Sitzecke. Daneben eine provisorische, offene Küche mit einem Waschbecken und drei Regalen, die an der Wand befestigt waren, wo sich wenige Teller und Gläser stapelten. Frisches Trinkwasser holten sie aus dem Brunnen, der direkt an den Turm angrenzte. Im zweiten Stock befanden sich das stille Örtchen und das Badezimmer mit einer großen Wanne. Im dritten Stock fand man zudem zwei Gästezimmer vor. In Sahin Hodschas Schlafgemach standen ein schlichter, zweitüriger Kleiderschrank aus massivem Kiefernholz, ein Bett und ein Stuhl. Sein Schreibtisch war mit Büchern übersät. Mehmeds Zimmer war ähnlich spartanisch eingerichtet. Seine architektonischen Zeichnungen von Gebäuden und Brücken, die ihrer Zeit voraus waren, hingen überall an der Wand. Vor dem Bett stand eine Truhe aus Kiefernholz, in der er die Sachen seiner verstorbenen Eltern aufbewahrte, die sein Onkel hingelegt hatte: eine Schreibfeder, ein Anzug, eine goldene Taschenuhr seines Vaters, die nicht mehr funktionierte, ein Diamantring und

ein Block voller Gedichte der Mutter. Im obersten Stock des Turms gab es eine bescheidene Bibliothek. Im Hintergrund hörten sie die Stimmen der Wellen, die unermüdlich gegen die alten Mauern prallten.

In jener Nacht 1853 wachte Sahin Hodscha schreiend und schweißgebadet auf. Mehmet der noch wach war, lief direkt in dessen Zimmer.

»Hattest du wieder einen Albtraum von diesem Dracula?«, fragte er seinen Onkel.

»Diesmal war es mehr als das! So real, so echt! Ich konnte fühlen, dass er immer näher kommt.«

»Schlaf wieder ein! Wir müssen im Morgengrauen aufstehen.«

Mehmet deckte den verschreckten Sahin zu.

»Er wird bald hier sein!«, flüsterte Sahin verwirrt.

Mehmet ging schmunzelnd zur Tür hinaus.

13. März, der Regen ließ nach, aber die Straßen blieben überflutet. Man konnte nicht vor die Tür treten. Mehmet entzündete das Feuer im Kamin, setzte Wasser für Tee auf und er und sein Onkel begannen zu frühstücken. Nur selten verbrachten sie solche innigen und gesprächigen Tage miteinander. Später am Abend dann bat Sahin Hodscha Mehmet zu sich in die Bibliothek und zeigte ihm Aufzeichnungen und Fotos aus den alten Zeiten. Er erzählte seinem Neffen, wieso er beinahe ein Jahr als spurlos verschwunden galt.

»Damals, 1821, geschahen in Transsylvanien unheimliche Morde an jungen Frauen. Die rumänische Polizei stand dem machtlos gegenüber. Der Tod kam in der tiefsten Dunkelheit und hinterließ Spuren der Verwüstung und Trauer. Die Mädchen verschwanden nachts, manche fand man, viele nicht. Diejenigen, die man gefunden hatte, wirkten meist verstört und verwirrt. Sie schienen nicht mehr von dieser Welt zu sein, sondern fern der Realität. Sie alle wiesen die gleichen Verletzungen auf: zwei Bisse am Hals oder am Handgelenk. Jemand hatte ihnen offenkundig das Blut ausgesaugt und nur so viel übrig gelassen, dass die Frauen überlebten. Die rumänischen Ärzte waren ratlos und brachten die Opfer in den städtischen Irrenanstalten unter. Der König Rumäniens bat kurzerhand türkische und englische Wissenschaftler und Mediziner um Hilfe. Und so geschah es, dass ich eingeladen wurde. Ich war zweiunddreißig jener Zeit und bereits ein erfolgreicher Wissenschaftler, einer der besten im Osmanischen Reich und

ein enger Freund des Sultans. Eines Tages bestellte er mich zu sich in den Topkapi Palast und erteilte mir den Befehl, den Fall der aufgefundenen, verstörten Mädchen, die allesamt die gleichen Bisswunden am Hals trugen, aufzuklären. Neben mir trafen am 14. Dezember drei weitere Wissenschaftler, zwei Ärzte sowie eine spezielle Leibgarde des Sultans mit dem Schiff über das Kaspische Meer in Bukarest ein. Die Angelegenheit sollte kein Aufsehen erregen, weshalb wir uns mit den Engländern im BukarVilk – einem Bauernhotel, das außerhalb der Stadt lag – trafen. Wir diskutierten die ganze Nacht und kamen zu keinem Ergebnis. Wir stellten uns vor, welchen Kummer dieses Land zu erwarten hätte.

Einer der Engländer namens Van Helsing sprang plötzlich auf und schlug mit geballter Faust auf den Tisch.

›Ich kenne das Grauen! Ich war vor sechs Jahren schon einmal hier wegen der gleichen Geschichte. Allerdings in Gerogan im Süden Rumäniens, rief er sichtlich aufgebracht. Seine Hand und seine Stimme zitterten gleichermaßen und die Angst blitzte in seinen Augen auf. ›Er ist halb Mensch, halb Tier. Er kann fliegen, hat scharfe Zähne und bewegt sich flinker als der Schatten. Mit bloßer Hand hat er all meine Leute umgebracht, indem er ihre Körper mit seinen scharfen Zähnen durchbohrte. Er schien überall gleichzeitig zu sein, und nachdem er den Tod gebracht hatte, flog er davon. Er ließ mich am Leben, damit ich der Nachwelt von ihm, dessen Angesicht ich niemals gewahr wurde, berichte.«

Ich und die anderen belächelten Van Helsing, der in unseren Augen Schwachsinn erzählte.

›Ihr werdet noch sehen, wartet ab!, schnaufte er wütend.

Van Helsing, damals ein vierzigjähriger, ernsthafter, stämmiger Wissenschaftler, Arzt und Theologe mit grimmigen Gesichtszügen und schulterlangen weißen Haaren, entstammte einer wohlhabenden Familie aus Yorkshire, England und ursprünglich war er ein angesiedelter Holländer. Er sprach sechs Sprachen fließend, darunter auch türkisch. Er lehrte an der Universität in Oxford, einer der renommiertesten Bildungseinrichtungen weltweit. Er war weit gereist, hatte viel gesehen und galt als einer der führenden Okkultisten in Europa.

Im Morgengrauen begaben wir uns mit zwei Kutschen auf den Weg nach Transsylvanien, wo sich die Geschehnisse am meisten häuften. Die anstrengende Fahrt zwischen Hügeln, Gebirgen und unheimlichen, geister-

haften Landschaften dauerte mehrere Tagesritte. Kommissar Igor, der verantwortliche Polizist, und seine Männer würden uns erwarten. Wir sollten uns im Gasthof Lukar in der Gemeinde Bucau treffen, einem kleinen Ort in Transsylvanien mit gerade einmal fünfzig Einwohnern. Im Ort lebten nur alte Menschen – weder Kinder noch junge Erwachsene. Doch als wir kurz vor Morgengrauen dort ankamen, sahen wir schon von weitem die Leichen von Männern und Frauen. Ihre Gliedmaßen lagen überall verteilt im Schnee, den das Blut tränkte, zerfleischt wie von Wölfen – darunter auch Kommissar Igor und seine Leute. Das komplette Dorf wurde ausgelöscht, kein Einziger überlebte. In der Luft hing der Geruch des Todes und eine beängstigende Stille sorgte für Unruhe.

»Dafür sind Dracula und seine Wölfe verantwortlich! Er weiß, dass wir kommen. Er hat sich an den Menschen in diesem Dorf gerächt, weil sie uns hierher bestellt haben. Auch wir werden sterben«, sagte Van Helsing leise mit zittriger Stimme.

Die Leibgarden zogen plötzlich die Schwerter und Gewehre heraus, es herrschte Panik. Etwas Schwarzes flog durch die Luft, das aussah wie eine monströse Fledermaus. Wir konnten nichts erkennen, hörten nur die Wölfe heulen. Mir stehen heute noch die Haare zu Berge. Die Wolken schoben sich rasch zusammen und verdeckten das wenige Sonnenlicht, das über die Wipfel schien. Es wurde immer dunkler, fing an leicht zu schneien und mit den Flocken kehrte das Wesen zurück. Wir rannten zu den Kutschen und die Kreatur schnappte sich einen Mann nach dem anderen aus der Leibgarde. Wir ritten los, und als ich nach hinten schaute, sah ich, wie die Männer nacheinander aus der zweiten Kutsche herausgezerrt und zehn Meter weit in die Luft geschleudert wurden. Ihre Schreie werde ich nie vergessen. In der vorderen Droschke saßen außer mir zwei Kollegen und Van Helsing. Ich merkte, dass sich die Fahrt verlangsamte. Ich wollte herausfinden, warum, und sah nach. Der Kutscher saß nicht an seinem Platz, sondern war offensichtlich auch hingeschlachtet worden von dem grauenvollen Wesen. Ich musste unbedingt den Kutschersitz erreichen, um den Wagen zu lenken. Während ich mich unter höchster Anstrengung nach vorne begab, wären wir beinahe einen Abhang hinuntergestürzt, aber wir prallten gegen einen Baum und steckten im Schnee fest, was unser Leben rettete. Wir lagen alle zerstreut auf dem Boden, und als ich nach oben blickte, sah ich diese scheinbar menschliche Gestalt auf mich zufliegen. Die

Kreatur wollte mich schnappen. Doch auf einmal schrie sie auf und hielt sich die Hände vor das Gesicht. Die Wolken verzogen sich allmählich und das Sonnenlicht brach wieder hervor. Da ahnten wir, dass sich das Wesen vor der Helligkeit fürchtete. Wir liefen durch den Wald und gelangten in das nächste Dorf. Professor Yusuf, Doktor Yahya, Van Helsing und ich versteckten uns sechs Monate in einem rumänischen Kloster. Dies war der längste Winter meines Lebens. Es schneite ununterbrochen. Hätten wir uns auf den Weg gemacht, wären wir alle grausam erfroren oder den Wölfen zum Opfer gefallen. Wir vertrieben uns die Zeit im Kloster, indem wir den Mönchen beim Holzhacken und sonstigen Arbeiten halfen. Der oberste Geistliche hieß Mönch Radu, ein sehr frommer Katholik. Wir beobachteten das Zusammenleben der Ordensbrüder hinter den Mauern in ihren bescheidenen Räumlichkeiten, wie sie gemeinsam beteten, arbeiteten und aßen. Unsere beiden Religionen, der Islam und das Christentum, unterschieden sich kaum voneinander. Wir glaubten an den gleichen Gott, glaubten an das Gute wie an das Böse. Sechs Monate lang nahmen wir nur Bohnen, Wasser Reis und Brot zu uns. So auch die Mönche – trotzdem konnte man keine Unzufriedenheit in ihren Gesichtern erkennen. Sie waren ungemein nett zu uns und hilfsbereit, und ohne sie wären wir längst tot. Wir durften ihre mannigfaltige Bibliothek benutzen und machten uns mit den Familien und der Geschichte des Landes vertraut. Ich weiß nicht, wie viele Bücher ich gelesen habe und wie viele Nächte ich in der Bibliothek verbracht habe.

Eines Nachts hörte ich ein Schreien und Stöhnen einer Frau. Ich folgte der Stimme, die mich zum Ende des Verlieses der alten Gemäuer führte. Vor der Tür stand ein Mönch, der mir sagte, ich dürfe nicht hineingehen. Plötzlich öffnete sich die Tür, und ich sah eine junge besessene Frau ans Bett gefesselt. Ihr Gesicht war gezeichnet von Narben und Verletzungen und sie kam einem verfaulten Leichnam gleich. Ihre Augen waren blutrot, die Zähne spitz und ich sah vereiterte, dunkle Flecken auf der linken Halspartie. Sie sagte etwas mit tiefer, veränderter Tonlage in einer mir unbekanntem Sprache. Radu bat mich, hineinzukommen. Verängstigt und vorsichtig betrat ich das Zimmer. Die Mönche redeten auf sie mit Gebeten ein: ›Verlass ihren Körper, du Dämon! Geh fort!‹ Aber es brachte nichts, das Geschöpf lachte nur laut und verschmähte die Mönche. Sie sah mir tief

in die Augen. Ich konnte den Blick nicht abwenden und war wie in Hypnose erstarrt.

›Du wirst auch sterben, Sahin! Du und deine Gefolgsleute, ihr werdet alle sterben!‹, sagte sie.

Ich war erstaunt und fragte sie, woher sie meinen Namen kenne, doch sie lachte nur hämisch.

›Ich weiß alles über dich.‹ Dabei verdrehte sie die Augen und schlug den Kopf schnell, kaum sichtbar, nach links und rechts. Sie versuchte, einen Mönch zu beißen, der sich anschickte, ihre Fesseln wieder strammer zu ziehen. So etwas Dämonisches hatte ich nie zuvor in meinem Leben gesehen, es war äußerst angsteinflößend. Radu bemerkte, dass ich mich nicht wohlfühlte, und brachte mich vor die Tür. Er erzählte mir, dass sie das letzte überlebende Bauernmädchen in dieser Gegend sei. Man habe sie vor zwei Tagen kraftlos und verstört vor dem Kloster vorgefunden. Ich fragte, wieso man sie nicht in ein Krankenhaus bringe. Radu sagte daraufhin, es seien andere Mächte am Werk. Kein Arzt der Welt könne diesem seelenlosen Geschöpf helfen.

›Wenn Gott es nicht kann, kann es keiner, nicht einmal ihr Wissenschaftler, auch wenn ihr diesem Land helfen wollt, wofür ich euch dankbar bin. Die Mädchen, die in Krankenhäusern und Irrenanstalten untergebracht wurden, sind längst tot, weil sie frisches, warmes Blut brauchen. Bekommen sie es nicht binnen drei bis fünf Tagen, sterben sie.‹

Ich fragte wieder, was mit diesem Mädchen passieren werde. Radu erwiderte daraufhin: ›Wenn wir den Dämon aus ihr nicht rauskriegen, wird sie heute oder morgen sterben. Danach verbrennen wir ihren Körper, bis er zu Asche wird.‹

So geschah es auch, sie starb noch am gleichen Abend und ihre Leiche wurde vor dem Klosterfriedhof eingeäschert. Sie war nicht die erste Leiche, die hier verbrannt wurde. Wir lernten noch viel voneinander. Die Mönche hassten diese Gestalt ebenso wie wir. Sie nannten ihn Drac, Teufel, den Fürsten der Finsternis. Keiner von ihnen hatte je das Gesicht dieses Unheils gesehen, und wer es doch tat, der war schon gewiss im Jenseits. Mitte Mai besserte sich das Wetter, die Straßen konnten wieder befahren werden. Die Eistäler waren geschmolzen. Das Wasser, das über die Flüsse übergeschwappt war und die Straßen unter sich begraben hatte, ging wieder zurück. Danach kam jeden ersten Tag des Monats ein Kutscher aus dem

nahegelegenen Dorf mit Fleisch, Käse und Tinte fürs Kloster. Er nahm uns schließlich mit in die Stadt. Wir verabschiedeten uns und bedankten uns bei den Mönchen für ihre Hilfsbereitschaft und Gastfreundlichkeit. Wir brachen im Morgengrauen auf. In den sechs Monaten, die wir in der Abtei verbracht hatten, sahen wir Drac nicht ein einziges Mal. Er mied das Kloster und seine Umgebung, weil der Ort gesegnetes Land war, so die Mönche. Lediglich die Wölfe umkreisten das Gelände Nacht für Nacht und heulten bis zum Morgengrauen. Es war zum Verrücktwerden und wir alle bekamen Alpträume, die so real waren, dass sie mich jetzt noch ab und zu verfolgen. Dieses Land war verflucht, es machte andere Menschen aus uns, wir alle ließen einen Teil unseres Lebens zurück. Ein paar Tage später erreichten wir Bucaresti. Ich blieb mit meinen türkischen Kollegen ein paar weitere Wochen dort in der osmanischen Botschaft. Schließlich bestiegen wir in der Hafenstadt Varna ein Schiff, um nach Hause zu fahren. Van Helsing und ich versprachen uns, zurückzukommen, um das Ding zu töten. Ich machte mich dann auf den Weg zu deinem zweitältesten Onkel Yusuf nach Giresun am Schwarzen Meer, um in meinem Heimatdorf darüber nachzudenken, was ich aus meinem Leben machen sollte. Wollte ich weiterhin als Wissenschaftler arbeiten und nach Istanbul zurückkehren? Nach reiflicher Überlegung reiste ich doch wieder nach Istanbul, wo deine Eltern vier Jahre später verstarben, als du gerade mal acht Monate alt warst. Als Folge bist du in mein Leben getreten«, sagte Sahin Hodscha voller Stolz und beendete seine Ausführungen.

»Es ist spät geworden«, sagte Mehmet, den die Worte seines Onkels zwar berührten, dennoch stand er dessen Erzählung skeptisch gegenüber. Für ihn kam das Gehörte einer Gutenachtgeschichte gleich.

»Du wirst noch sehen, kleiner Neffe, du wirst noch sehen«, sagte Sahin Hodscha. Mehmet ging hoch in sein Zimmer, sah auf die Kiz Kulesi und schlief ein. Er wachte erschrocken auf, als er einen Wolf heulen hörte. So laut, dass die Leute vor Schreck in jedem Haus die Kerzen anzündeten. Die Stadt erhellte sich förmlich im Schein des Kerzenlichts. Mehmet lief panisch in das Zimmer seines Onkels.

»Hast du das gehört?«

»Natürlich!«, antwortete der Professor aufgeregt. »Er ist hier! Dracula ist hier! Hier in Istanbul!«

Mehmet schüttelte ungläubig den Kopf und ging wieder in sein Zimmer. Die Wölfe heulten erneut und ängstlich zog er sich die Decke bis zum Mund, schaute nach links und rechts und schlief nach einer Weile ein.

14. März, das Wasser zog sich zurück. Sahin Hodscha und Mehmet machten sich auf den Weg zur Universität. Sie gingen nach Beyazit und durchschritten den großen Basar, Kapali Carsi, der sich über einunddreißigtausend Quadratmeter erstreckte und rund zweitausend Geschäfte mit den verschiedensten Angeboten beherbergte. Hier konnte man frische Fische aus dem Bosphorus, Gemüse und Obst aus dem eigenen Land, Gewürze aus dem Orient sowie exotische Früchte aus aller Welt erwerben, da die Osmanen noch einige wichtige Seelinien kontrollierten. Jeder musste Steuern an sie entrichten – eine finanzstarke Zeit für die Türken. Mitunter erhielten sie auch Waren wie Ledergewänder Seide oder Gewürze als Steuerersatz.

Als die beiden an der Universität ankamen, war die Stimmung vor Ort aufgebracht. Die Universität in Istanbul war im 19. Jahrhundert die meistgefragte in Europa und Asien; junge Männer aus aller Welt studierten dort. Gegenwärtig standen Polizisten und Mitarbeiter des Geheimdienstes des Sultans vor dem Gebäude und befragten die Studenten. Der Polizeichef und der Direktor eilten zu Professor Sahin Hodscha und baten ihn, mitzukommen zu den Schlafsälen der Studenten, welche sich im dritten Stock der Universität befanden, um eine Leiche zu inspizieren. Ein indischer Schüler namens Amar hatte einem Zimmergenossen die Kehle aufgeschlitzt. Auf dem Körper des Opfers waren okkulte, satanische Zeichen zu erkennen, überall war Blut. Sämtliche Spuren wiesen auf ein Opferritual hin. Amar saß auf seinem Bett und starrte kalt und leer in eine Richtung. Als die Polizisten und der Professor ihn befragten, antwortete er: »Die Ankunft des Meisters naht. Es ist bald so weit, es ist bald so weit.«

Der Polizeichef fragte stirnrunzelnd: »Wovon redest du? Was für ein Meister?« Aber Amar wiederholte immer wieder dieselben Worte. Daraufhin wurde er verhaftet und vorläufig in die Irrenanstalt gebracht, bis vom Gericht entschieden würde, was mit ihm geschehen sollte.

Sahin Hodscha wusste genau, was mit den verwirrten Worten des Studenten gemeint war. Ihm stockte der Atem, er wurde blass im Gesicht und stand kurz vor einer Ohnmacht. Die Beamten hielten ihn am Arm fest und setzten ihn auf einen Stuhl. Der Direktor Osman Bey fragte ihn, ob alles in Ordnung sei.

»Mein Kreislauf ist wohl zu niedrig und ich bin nicht mehr der Jüngste. Mein Alter macht sich bemerkbar. Ich kann heute nicht lehren und bleibe lieber zu Hause«, antwortete Sahin Hodscha.

»Selbstverständlich«, meinte der Direktor.

»Komm mit, wir müssen gehen«, flüsterte Sahin Hodscha zu Mehmet. Seine Stimme klang angstvoll und versagte ihm fast.

»Aber wohin Onkel?«, wollte Mehmet wissen.

»Komm einfach!«

Es regnete kräftig und donnerte. Sie liefen zum großen Hafen. Sahin Hodscha stolperte vorwärts und schien nervös zu sein. Als Mehmet ihn fragte, was los sei und ihn aufforderte, endlich zu sprechen, sagte dieser nur: »Beeil dich!«

An der Anlegestelle wandte sich Sahin Hodscha an einen Gemicibasi, Schiffsaufseher, eine Person, die alle Schiffe kontrollierte und die Anfahrtspläne koordinierte. Sahin Hodscha fragte den Schiffsaufseher, ob ein Schiff aus Europa hierher unterwegs sei, und gab ihm zwei Silbermünzen.

»Ja, gleich morgen Früh erwarten wir ein Schiff aus Venedig in Italien und eins aus Frankreich.«

»Nicht Rumänien?«

»Nein, denn das wüsste ich als Erster«, antwortete der Hafenmitarbeiter.

Sie bedankten sich und gingen. Sahin Hodscha blieb trotz erkennbarer Erleichterung skeptisch. Das alles ergab für ihn keinen Sinn.

»Was soll das Ganze? Erzählst du mir endlich, was los ist? Was für ein Schiff aus Rumänien? Dachtest du etwa, Dracula kommt, nur weil der Schüler irgendeinen Unfug erzählt hat? Das war ein verwirrter, vom Teufel besessener, kranker Mensch! Morde passieren überall auf der Welt«, sagte Mehmet.

»Diesen Unfug habe ich damals oft vernommen, und zwar von den Leuten, die Bisswunden aufwiesen, und die wir als geistesgestört ansahen, exakt die gleichen Worte! Wir müssen wachsam bleiben, Augen und Ohren offen halten.«

Mehmet schüttelte den Kopf und schmunzelte.

»Wir müssen unverzüglich ein paar Vorkehrungen treffen«, sagte Sahin Hodscha mit besorgniserregender Stimme.

Sie begaben sich auf den Heimweg, kehrten unterwegs kurz in der Botenschaft ein. Sahin Hodscha schickte ein Telegramm nach London zu Van

Helsing mit der Nachricht: Er ist hier in Istanbul, komm bitte so schnell du kannst.

Mehmet war verwirrt, langsam wusste er nicht mehr, was er glauben sollte, und tat nur noch das, was ihm gesagt wurde. So kauften er und sein Onkel bei einem bekannten Schreiner Mengen an Holz, woraus sie unermüdlich die ganze Nacht spitze Pfähle schnitzten. Sahin Hodscha erklärte Mehmet, dass man Dracula nur mit einem Pfahl, den man ihm in das Herz rammen musste – am besten mit Silber – töten konnte, sowie durch das Sonnenlicht. Dracula hasse zudem Knoblauch, weil er in der türkischen Gefangenschaft dazu gezwungen wurde, ihn als Strafe für seine Aufmüpfigkeit zu essen.

VLAD DRACULAS KINDHEIT UND JUGEND

Vlad III. wurde im Jahr 1431 als zweiter Sohn des Königs Vlad II. und der Prinzessin Angelica aus dem Fürstentum Moldau geboren. Er hatte einen älteren Bruder namens Mircea und einen jüngeren, Radu, der Schöne, der Liebling der Eltern. Der junge Vlad war eher zurückhaltend und in sich gekehrt, entpuppte sich als ein Sadist, der Tiere quälte und gerne dabei zusah, wie das Leben erlosch. Er wirkte bereits als Kind unheimlich, verfügte aber auch über hohe Intelligenz und Mut. Er war Gleichaltrigen um Jahre voraus. Eines Tages ließ König Vlad II. einen Verurteilten hinrichten. Nach der Vollstreckung betrachtete der junge Vlad stundenlang die Leiche und war fasziniert von dem Tod.

Die Lage in Rumänien änderte sich dramatisch. Sowohl das Königreich Ungarn als auch der osmanische Sultan Murad II. übten beträchtlichen Druck auf Vlad II. aus. Seit den 1430er Jahren waren die Grenzregionen Ungarns und der halbautonomen Walachei von türkischer Invasion bedroht. Der junge Vlad unterwarf sich schließlich dem Sultan als Vasall und überließ ihm seine beiden jüngeren Söhne Vlad und Radu als Faustpfand, die unter anderem im Palast und in der Festung Egrigöz festgehalten wurden. Hier begegneten sie der osmanischen Kultur und dem Islam.

Die Jahre als türkische Geisel formte die Persönlichkeit des jungen Vlads. So soll er während der Geiselhaft des Öfteren wegen seines dickköpfigen

und störrischen Verhaltens ausgepeitscht worden sein und eine extreme Abneigung gegen seinen Halbbruder Radu und den späteren Sultan Mehmed II. entwickelt haben. Das Verhältnis zu seinem Vater blieb gestört, da dieser ihn als Faustpfand benutzt hatte. Durch sein Handeln hatte der Vater außerdem den Eid auf den Drachenorden gebrochen, der ihn verpflichtete, Widerstand gegen die Türken zu leisten.

Nach sechs Jahren Gefangenschaft kehrten sie 1445 nach Hause zurück. Der junge Vlad war mittlerweile vierzehn und stand voller Hass seiner Familie gegenüber; außer seiner Mutter, die er über alles liebte, förmlich vergötterte. Nur drei Monate nach der Heimkehr verstarben die Mutter und der ältere Bruder Mirecia an der Pest. Der junge Vlad wurde immer zorniger und rachsüchtiger, widmete sich der schwarzen Magie. Er experimentierte im obersten Turm der Burg gemeinsam mit dem Hexenmeister Xaviardu, ein Heiler und Schamane, der sich ebenfalls der Schwarzen Kunst verschrieben hatte. Der König setzte ihn ein, damit er die Türken und ihre Armee verfluchte. Der junge Vlad ließ sich unterdessen von dem Magier anlernen. Den Vater kümmerte es wenig, was sein ältester Sohn machte, er sorgte sich mehr um Radu, der die beste Ausbildung sowohl militärisch als auch schulisch genoss, und der recht bald als Nachfolger des Königs feststand. Der junge Vlad lernte auch inzwischen die Kampfkunst kennen und man sagte ihm nach, dass er ein äußerst talentierter Schwertkämpfer war. Im gleichen Maße, wie Vlad immer mehr zu einem Mann heran reifte, wuchs seine Faszination für die schwarze Magie und den Tod. Der Hass, den er seinem Vater und seinem Bruder entgegenbrachte, blieb unverändert. Im Winter 1451 starb der König plötzlich eines scheinbar natürlichen Todes. Die Ärzte diagnostizierten einen Herztod, aber jedermann wusste, dass der König von seinem ältesten Sohn Vlad vergiftet worden war. Man konnte es allerdings nicht beweisen oder aussprechen. Einen Tag später stürzte Radu von den Klippen und verunglückte tödlich. Man vermutete wieder, dass Vlad dahinter steckte.

Vlad wurde somit der alleinige Herrscher über Rumänien. Zur Überraschung seiner Zweifler erwies er sich als guter König und als erfolgreicher, wenn auch brutaler, blutrünstiger Anführer der den Namen Vlad Tepes, der Schlächter, bekam. Er kämpfte immer an vorderster Front, aber das Glück, das ihm auf dem Schlachtfeld zuteilwurde, blieb ihm in der Liebe versagt. Seine erste Liebe und erste Frau war Bredica, die Tochter eines

Adeligen aus Ungarn. Sie war das Gegenteil von Vlad. Bredica hatte Vlad durch ihre Liebe und ihre Gutherzigkeit von allem Bösen ferngehalten, doch nach nur zwei Jahren Ehe verstarb sie wie zuvor seine Mutter an der Pest. Seine zweite Frau Aurika konnte ihm keine Kinder gebären. Eines Tages hielt sie der Verachtung und der Boshaftigkeit Vlags nicht länger stand und sprang nach sieben Ehejahren von der Burgmauer in die Tiefe, um ihrem kinderlosen Dasein ein Ende zu setzen. Vlad war bereits fünf- undvierzig. Er geriet außer sich, war launisch und zerstörte alles, was er in die Finger bekam. Fest davon überzeugt, dass er verflucht sei, schwor er sich, ab jetzt nur noch dem Bösen zu dienen. Das Gute in ihm existierte nicht mehr. Fortan wollte er das Blut der Guten trinken, um ewig zu leben. Dieses Blut erkor er zu seinem Lebenselixier. Darüber, woran und wann er verstarb, gibt es keine Aufzeichnungen. Man sagte ihm nach, er habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, um auf ewig dem Bösen zu dienen. Dann verschwand er spurlos.

15. März. Sahin Hodscha lehrte und Mehmet besuchte die Lesungen an der Universität. Eine seltsame kalte Atmosphäre haftete den Mauern an. Jeder dachte an den kaltblütigen Mord des Schulkameraden. Lehrer, Professoren und Schüler – keiner schien recht bei der Sache zu sein. Sahin Hodscha schaute immer wieder zum Fenster, weil ein Ast wegen des heftigen Windes an die Scheiben schlug. Er erinnerte sich an das Massaker in dem rumänischen Dorf Burvalki. Daran, wie eine Haustür auf- und zuschlug und dazwischen eine verstümmelte Hand steckte.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen, Professor?«, fragte einer der Schüler besorgt.

»Ja, ja, mir geht es gut! Schlagt die Seite vier auf.« Er fuhr mit seinem Unterricht fort.

Mehmet saß in Gedanken versunken in der Vorlesung, bis die Küchenchefin zum Mittagessen läutete. Selbst hier in der Kantine spürte man die kalte seltsame Atmosphäre. Man hörte nur das leise Tuscheln der Schüler. Sahin Hodscha erschien gar nicht zum Essen, sondern hielt sich in der Bibliothek auf, um weitere Nachforschungen anzustellen. Mehmet traf sich nach der Stärkung mit seinem besten Freund Ali auf dem Pausenhof. Die beiden waren zusammen aufgewachsen. Ali stammte aus gutem Hause, der Vater war ein Abgeordneter des Osmanischen Reiches.

»Die Schüler behaupten, dass dein Onkel vor Jahren in Rumänien verschwunden war, und dass er das Böse nach Istanbul gebracht hat.« Mehmet sprang erobert auf und schrie Ali an: »Wer erzählt so einen Blödsinn? Ihr wisst doch, dass ihr mit dem Tod bestraft werdet, wenn ihr darüber sprecht.« Ali erwiderte: »Ich habe das nicht gesagt. Ich sage dir nur, was die Leute erzählen. Du weißt, ich bin dein bester Freund und stehe immer zu dir, aber irgendetwas ist seit Tagen mit dir los. Was hältst du davon, wenn wir heute Abend mal wieder ausgehen und ein bisschen Tavla spielen und Shisha rauchen in der alten Taverne?« Ein wenig verzögert willigte Mehmet ein: »Wieso nicht?«

Mehmet gab seinem Onkel Bescheid, dass er sich mit Ali treffen wolle und er nicht warten solle, da es spät werden könnte.

»Gute Idee«, meinte Sahin Hodscha, »aber pass auf dich auf, sei immer auf der Hut und erzähle niemandem etwas!«

Gegen Abend trafen sich Mehmet und Ali in ihrer Lieblingstaverne Ali Babas Haus, die hauptsächlich von Veteranen und mittelständischen Kaufleuten besucht wurde. Dort trat auch Beysade Hanim auf, eine bekannte Sängerin jener Zeit. Sie sang von den Kriegszügen der Osmanen und von verliebten Soldaten. Eine willkommene Ablenkung für Mehmet. Er dachte nicht mehr an die Geschehnisse der letzten Tage. Nach einer ausgiebig durchgeführten Nacht verließen sie zufrieden die Taverne und liefen am Ufer des Bosphorus entlang. Mehmet schaute auf das Meer hinüber zur Kiz Kulesi. Egal, wo man sich in Istanbul befand, man sah den Mädchenturm. Er hatte eine magische Anziehungskraft.

»Träumst du wieder von der Prinzessin? Wann heiratest du endlich?«, fragte Ali seinen Freund.

Mehmet lachte und erwiderte: »Du hast gut reden, du hast ja schon die richtige Frau gefunden und bist verheiratet. Ich muss der Richtigen erst begegnen.«

»Es kann doch nicht so schwer sein, in dieser großen Stadt ein Mädchen kennenzulernen.«

Mehmet war dieses Thema sichtlich unangenehm. Es war bereits nach Mitternacht, der Himmel zeigte sich sternenklar. Die beiden Freunde redeten noch eine Weile über die alten Zeiten, als sie Kinder waren und unerlaubt Kirschen pflückten aus dem Garten von dem alten Bauern Baran, der sie gejagt, aber nie erwischt hatte und über den alten Physikleh-

rer Kadir Hodscha, der bei jeder Frage der Schüler die Augen ganz groß aufriss. Ali machte ihn nach, indem auch er die Augen ganz weit aufriss. Mehmet konnte sich nicht mehr einkriegen vor lauter Lachen. Sie verabschiedeten sich langsam. Trotz der späten Stunde pulsierte in den Straßen noch das volle Leben. Mehmet entschied sich, nach Hause zu laufen, und schob sich durch die Menschenmenge. Als er ankam, sah er Sahin Hodscha wie so oft in der Bibliothek in seinem Sessel schlafen, umringt von Büchern. Er ging zu ihm, deckte ihn zu und löschte die Kerzen in den Zimmern.

LIEBESGESCHICHTE AUF DEM MARKT TAKSIM

Sahin Hodscha und Mehmet fuhren mit der Kutsche nach Taksim, um eine der ältesten Bibliotheken der Welt aufzusuchen. Während der Fahrt auf einer sehr belebten Straße entdeckten sie nicht nur mannigfaltige Lebensmittel, die feilgeboten wurden, sondern auch äußerst elegant gekleidete Menschen. Wenn die Frauen außer Haus gingen, so trugen sie – ebenso wie die Männer – anstelle eines Mantels ein Bekleidungsstück, dessen Ärmel so lang waren, dass nur die Fingerspitzen hervorguckten. Auf der Straße wird eine Seite dieses Kleidungsstückes gehalten und – über das Vorderteil greifend – die andere Seite gehalten. Die Haare steckten unter einem weißen Tuch, das den Kopf und die Stirn verdecken sollte. Darüber lag ein weiterer Stoff, der die Nase bedeckte. Als Zeichen von Wohlstand trugen manche Damen einen Schirm als Schmuck. Die vornehmen Damen waren berühmt für ihre prachtvolle Erscheinung und ihren exquisiten Schmuck. An Gürteln, Kopfschmuck, Halsketten, Ohrgehängen, Armbändern und Fußreifen aus Gold und Silber glänzten Juwelen und Perlen. Der Gebrauch von Schminke war allgemein üblich. Ihren Teint hellten die Osmaninnen mit weißer Mandel- und Jasminpaste auf. Mit schwarzem Kohl betonten die Frauen Augen, Brauen und Wimpern, auch die Lippen schminkten sie mit roter Farbe. Außerdem parfümierten sie sich mit Duftessenzen aus Moschus, Aloe, Ambra, Sandelholz, Rose und Zimt. Älteren Frauen stand es frei, die Nase offen zu zeigen. Ganz so streng sah man dies allerdings nicht, solange man es nicht übertrieb und man sich nach den islamischen

Regeln richtete. Istanbul galt als eine moderne und tolerante muslimische Stadt.

Sahin Hodscha und Mehmet suchten bereits zwei Stunden in der Bibliothek nach irgendwelchen alten Dokumenten der Familie Vlad II über die Gefangenschaft Draculas Vlad Tepes als Faustpfand beim Sultan. Sowie nach Aufzeichnungen aus dem Sultanat. Mehmet langweilte sich, deshalb schickte Sahin Hodscha ihn hinaus, um eine Kleinigkeit zu essen zu holen. Mehmet lief erleichtert auf die von Menschenmassen überfüllte Straße. An jeder Ecke gab es etwas zu entdecken: Schlangenbeschwörer und Gurus aus Indien, Artisten aus China, Bären und Jongleure aus Bulgarien, Heilerin aus Rumänien, Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen aus dem Westen, Amerikaner mit Cowboyhüten. Mehmet staunte, wie rasant sich Istanbul veränderte. Er freute sich darüber, alles war so aufregend und neu. Inmitten der vielen Gestalten sah Mehmet plötzlich in die schönsten rehbraunen Augen, die er je gesehen hatte. Sie gehörten einer adligen Tochter eines Kalifen, die mit einigem Gefolge und Wachen durch die Stadt flanierte. Auch sie erblickte Mehmet, ging in seine Richtung und ließ ihr Tuch vor seine Füße fallen. Die Geste bedeutete, dass sie ihn treffen wollte, um ihr Gesicht zu zeigen – für Mehmet ein bedeutsamer Fingerzeig. Sie schritt in den Gülbahcesi, den Rosenpark, und Mehmet lief aufgeregt hinterher. Begegnungen solcher Art waren zwar gestattet, durften aber nicht zu offensichtlich ausfallen. Man unterhielt sich leise und benahm sich unauffällig. Die junge Dame wartete hinter einem ausladenden Baum auf einer Sitzbank. Sie schickte ihr Gefolge weg mit den Worten, dass sie gleich wiederkommen sollten.

»Mmmmein Nammme ist Mmmmehmet«, stotterte er.

»Ich heiße Lale«, erwiderte das Mädchen lächelnd und nahm ihren Schleier ab, was eigentlich auf die Schnelle so nicht üblich war. Mehmet erstarrte vor ihrer Schönheit, für ihn war es Liebe auf den ersten Blick. Er war sprachlos, dementsprechend zurückhaltend.

Sie fand seine Schüchternheit liebenswert und fing ein Gespräch mit ihm an. Sie erzählte, dass sie die jüngste Tochter des Kalifen Murad aus Konya und die Nichte der Gemahlin des Sultans sei. Ihre älteste Schwester stehe vor der Heirat mit dem Prinzen und sie selbst werde fortan in Istanbul leben im Palast des Sultans. Mehmet beobachtete sie und hörte nur zu, so sehr war er angetan von ihrem Liebreiz. Sie bemerkte dies und lächelte ihn